

Martina Plischka

Die Unterwanderung

-Schleichendes Gift-

KAPITEL 1

Suche nach einer Perspektive

Langsam bog ich ab, fuhr zügig die langgezogene Kurve an dem Tempo dreißiger Zonen Schild vorbei.

»Gleich wirst du geblitzt! Hier gibt es Blitzkisten!«, teilte die Stimme neben mir auf dem Beifahrersitz mit.

Nach kurzer Sichtkontrolle entgegnete ich:

»Da kann ich dich beruhigen, wir fahren exakt neununddreißig km/h. Man könnte fast nebenher laufen.«

Prüfend rückte sie hinüber zu mir, kniff die Augen zusammen, blickte aufmerksam auf die Kontrollanzeige:

»Du fährst viel mehr, mindestens über vierzig. Damit kommst du bei einer Blitzkontrolle jedenfalls nicht durch. Abzüglich der Toleranzgrenze gäbe es ein Knöllchen.«

Ich seufzte. Es gab für einen Fahrer kaum etwas Schlimmeres als eine Fahrschulanfängerin, die als Beifahrerin, mit Argusaugen jeden Fahrpatzer der Fahrerin verfolgte. Vor allem, wenn es sich bei der Fahrzeugführerin um die Mutter handelte.

Mit einem Kind erfüllte ich die deutsche Geburtenstatistik, die sich seit der Einführung der Pille, kontinuierlich schmälerte. Das dürfte jedoch nicht der einzige Grund sein, warum diese Zahl in den kommenden Jahren noch weiter absank: Ein dringendes Signal tönte aus der Tasche der zukünftigen empfängnisbereiten Generation. Blitzschnell holte sie ihr Handy heraus, das mit einem entsprechenden Ton auf sich aufmerksam machte.

Ich stellte die hypothetische Frage:

»Einmal angenommen, es gäbe ab sofort keinen Mobilfunkkontakt mehr.«

Sie antwortete mit einer Grimasse, blickte mit den Augen zum Himmel und ärgerte sich:

»Darüber möchte ich jetzt nicht nachdenken! Mist, zu spät abgenommen!«

Oben auf den Dächern der Hochhäuser, die wir passierten, standen eine stattliche Zahl unterschiedlicher Mobilfunkmasten. Es gab Momente im Leben, da wünschte ich mir, alle für den Empfang dieser Technologie erforderlichen Satelliten schmierten ab. Nach kurzer Zeit geschähe das Unvorstellbare: Nach kurzzeitigem Hyperventilieren der Mobilfunksüchtigen wäre eine uneingeschränkte Kommunikation zwischen der älteren und der jüngeren Generation wieder möglich.

Sina blickte wie ein hypnotisiertes Kaninchen auf ihr Handy, tippte erneut aufgeregt auf dem Display herum.

Dabei ließen wir seinerzeit nichts unversucht, um ihre Zeit vor dem Computer sowie dem Gebrauch des Mobilfunks einzuschränken, indem wir die Benutzung zeitlich limitierten.

Es sollte sich jedoch als vergebliches Unterfangen herausstellen, der Druck von Seiten der Mitschüler und Freunde, die auf die Werbestrategien der Hersteller hereinfließen, hielt dagegen. Leo, der Strengere von uns beiden, begrenzte Sinas Computerzeit auf drei Stunden am Tag. Deshalb hing häufig der Haussegel schief.

Wenn man der Statistik glauben darf, besitzt mittlerweile jeder Bundesbürger im Schnitt drei Handys sowie zwei Computer.

Hierzu zählte ich jedoch nicht.

Ich bog in die kleine Stichstraße mit den Einfamilienhäusern ab, brachte den Kleinwagen in einer Parknische zum Stehen.

Sina stieg aus, reckte ihre Glieder wie eine Katze und warf ihre überschulterlangen blonden Haare nach hinten. Anschließend stöckelte sie auf ihren hohen Pumps, mit einer Absatzhöhe von atemberaubenden zwölf Zentimetern vor mir auf das Haus mit der Hausnummer 81 zu.

Ihr Großvater, der unsere Ankunft bereits bemerkt hatte, riss die Haustüre auf, um uns mit Hallo zu begrüßen.

In den sechziger Jahren zogen meine Eltern aus dem Ruhrgebiet in das Rheinland. Der Umzug aus dem »Ruhrpott« bedeutete einen wirtschaftlichen Aufstieg.

Ab und zu erinnerten sich die beiden an ihre Kindheit, für sie blieben die Kriegszeiten, die sie aus der Sicht von damals Dreijährigen erlebten, in vager Erinnerung. Im Jahre ihrer Geburt 1938 begann der Zweite Weltkrieg durch den Überfall Deutschlands auf Polen. Das Hungergefühl

vergaß man wohl nie. Mein Vater erzählte oft davon, dass er als Kind Kohlen stehlen musste, damit die Familie nicht erfror. Die Nahrungsmittel schaffte man auf dem gleichen Weg heran: indem man Kartoffeln vom Feld und Eier vom Bauernhof stahl. Der Ernährer befand sich in dieser Zeit, wie so viele Männer, in Kriegsgefangenschaft.

Meine Mutter hütete bereits in jungen Jahren ihre Geschwister und versorgte sie.

Damals bestand die Familie im deutschen Schnitt aus Eltern sowie mehreren Kindern. Eine Scheidung kam nicht in Frage, da die Kirche dies als oberste moralische Instanz verbot. Außerdem besaß ein Familienoberhaupt alle Rechte, die Ehefrau musste parieren und durfte nicht zur Wahl.

Jahrzehnte später schienen mir, einem in den sechziger Jahren geborenen Einzelkind, diese Zeiten gänzlich unbekannt.

In der Zeitspanne meiner Geburt und den folgenden Jahren war der Kalte Krieg in vollem Gang. Man verübte ein tödlich verlaufendes Attentat auf den amerikanischen Präsidenten, es gab die Kubakrise, den Vietnamkrieg. West-Deutschland galt als Wirtschaftswunderland.

In diesem Zeitabschnitt befreiten sich die jungen Leute vom kleinbürgerlichen Mief der vorherigen Generationen.

Diverse Frauenzeitschriften drängten auf den Markt, die den Zeitgeist widerspiegelten und die Emanzipation der Frau forderten.

Es entstanden Kommunen, in denen junge Menschen unter einer Che Guevara Flagge, auf einem Matratzenlager die freie Liebe auslebten.

Die Studenten gingen scharenweise auf die Straße, es kam bei diversen Demonstrationen zu Auseinandersetzungen mit der Polizei. In dieser Zeit gründete sich die RAF, die der Regierung den bewaffneten Kampf erklärte.

Jahre später saßen die jungen Erwachsenen, die meist Betriebswirtschaftslehre oder Informatik studierten, in der Hoffnung auf einen gut bezahlten Job in einem internationalen Konzern, stattdessen brav in den Unis.

In der Umbruchszeit, den siebziger Jahren diskutierte man in den Medien über die antiautoritäre Erziehung, bei der die Kinder ihre Eltern und Lehrer plötzlich beim Vornamen anreden sollten. Zu den Nutznießern dieses Trends gehörte ich zum Glück nicht.

Obwohl ich gerne auf die Erfahrungen mit den Rohrstock schlagenden Lehrkräften in der Grundschule verzichtet hätte.

In den sechziger und Siebzigerjahren entwickelte sich alles rasant, das galt gleichermaßen für die Mode, denn Minirock und Bikini gehörten zum letzten Modeschrei.

In weiser Voraussicht erfand man die Pille, aus dem Grund gab es den Pillenknick, daraus resultierten die sogenannten geburtenschwachen Jahrgänge.

Bis heute weiß ich nicht, ob dies positiv oder negativ zu bewerten ist, aber seitdem gibt es eindeutig weniger Nachwuchs.

Die Deutschen gelten deshalb als vor dem Aussterben stehende Spezies und gehören eigentlich auf die Rote Liste der bedrohten Arten.

Meine Tochter kam 1989 auf die Welt. In ihrem Geburtsjahr prallten zwei Welten aufeinander, da die Mauer fiel und damit auch die Tabuisierung von unehelich geborenen Kindern.

Vermutlich wäre aufgrund von Materialermüdung die Mauer wenig später von selbst gefallen.

Millionen Ostdeutsche zogen, in der Hoffnung auf ein besseres Leben scharenweise nach Westdeutschland, weil sie nicht mehr länger in der Schlange stehen mochten. Manche fanden das, wonach sie suchten im Westen, etliche sind bis heute auf der Suche, verbringen ihren Tag mit dem Warten in der Reihe vor den Suppenküchen des Einheitslandes.

Seit dem Mauerfall herrschte die Globalisierung, der Megakapitalismus setzte ein.

Die meisten Staatsbetriebe der ehemaligen DDR fegte man vom Markt weg, damit wuch unliebsame Konkurrenz für zahlreiche Westunternehmen.

Seitdem gab es die Börsennachrichten vor acht Uhr, die früher in schmaler Version grundsätzlich nach den Nachrichten kamen. Hier sagte eine adrettgekleidete Moderatorin oder ein seriös erscheinender Herr einige Fakten zu den sich laufend verändernden Kursen.

Vermutlich interessierte dies in unserem Land den größten Teil der Menschen so wenig, wie der berühmte Sack Reis, der in China zu Boden fiel. Aber immerhin zwanzig Prozent der Bevölkerung, die fast achtzig Prozent des Volkseinkommens in Händen hielten, saßen vor dem Fernseher. Mit bangen Erwartungen verfolgten sie, ob endlich die Firma XY von dem Riesenkonzern verschlungen wurde, von dem sie ein dickes Aktienpaket besaßen.

Meine Eltern zogen nicht nur aus wirtschaftlichen Erwägungen in das Rheinland, sondern auch wegen der saubereren Luft. Dies sollte sich

jedoch im Nachhinein, angesichts eines in der Nähe befindlichen Chemiewerks, als Irrtum herausstellen.

In einer adretten Kleinstadt an der Wupper verbrachte ich meine Kindheit und Jugend.

Je nach Windlage stank es oftmals penetrant nach Chemikalien. Jedermann wusste, weshalb die draußen sauber aufgehängte weiße Wäsche plötzlich eine interessante gelb-braune Batikfarbe annahm.

Damals regierte in China noch das rote Mao-Regime, die Chinesen radelten entlang ihrer kristallklaren Wasserstraßen gemütlich auf Fahrrädern, während wir mit dem Auto gestresst in der mit Abgasen verseuchten Schlange unterwegs waren.

Nach vierzig Jahren kehrten sich diese Verhältnisse um: Bei uns flossen mittlerweile rekultivierte, klare Flüsse, in China dagegen nahmen die zuvor sauberen Wasserwege den gleichen Schlamm braunen Farbton und ekelerregenden Gestank an wie seinerzeit bei uns.

Die Chinesen legten in Autoschlangen ihren Weg zur Arbeit durch die mit Abgasen verseuchten Innenstädte zurück. Dafür fuhr man in Deutschland verstärkt mit dem Fahrrad und das zum Teil aus dem Grund, weil für viele Deutsche ein Auto mittlerweile zum unerschwinglichen Luxus mutierte.

Der damalige Stolz meiner Eltern in den Siebzigern war ein gebrauchter, knallroter Käfer mit schwarzem Dach samt Wackeldackel auf der Hutablage.

Auf der Fensterrückfront klebten sämtliche Länder- und Städteaufkleber der besuchten Urlaubsgebiete, damit auch alle sahen, wie weit die Insassen innerhalb Europas vorgedrungen waren.

Bevor man hinten nichts mehr sehen konnte, hörte diese Mode glücklicherweise auf. Später kam stattdessen auf der Hutablage noch eine Notfall-Klopapierrolle hinzu, die in einem, von meiner Mutter in mühsamer Handarbeit gefertigten hellblauen Häkelhut versteckt, ruhte.

In den Siebziger- und Achtzigerjahren tauchte bei der Fahrt auf der A 3 bereits von Weitem, wie eine Fata Morgana, das hell erleuchtete Firmenlogo eines Pharmakonzerns auf.

Während meine Mutter vorne auf dem Beifahrersitz verkündete:

»Da kommt schon wieder die Todesnachricht! Immer wenn wir aus dem Urlaub zurückfahren, ist irgendein Prominenter verstorben. Im vergangenen Jahr war es der Elvis.«

Mit einem tiefen Seufzer fragte sie an meinen Vater gewandt:

»Wer ist noch einmal davor gestorben?«

So sicher, wie die Todeswahrscheinlichkeit bekannter Sänger oder Schauspieler auf unserer Rückreise auch sein mochte, so gewiss konnte man angesichts des riesigen hellerleuchteten Werbekreuzes nach dem Italienurlaub davon ausgehen, dass man bald daheim war. Nicht zuletzt wegen des penetranten Gestanks, der aus den Schloten des Chemiewerkes drang. Das Unternehmen galt als größter Arbeitgeber der Region. Generationen von Familien arbeiteten dort, deshalb nahm man diese Umstände gerne in Kauf.

Jahrzehnte später waren viele Erwerbstätige von Arbeitslosigkeit betroffen, denn weite Teile des Werks wurden aufgrund von Kostenersparnis in das preiswertere Ausland ausgelagert.

Wann immer ich nach längerer Zeit dorthin zurückkehrte, erschrak ich über den Anblick der einstmals schmucken Kleinstadt, etliche Häuserzeilen mit Ladenlokalen standen bereits seit Jahren leer, da die Kaufkraft schwand. Tristesse spürte ich in dem kleinen Städtchen an der Wupper, in dem früher reges Treiben herrschte.

Als ich meine Ausbildung begann, bauten die Eltern ein Haus in einer anderen Stadt. Damals wollten viele etwas für später schaffen, also lag ein Hausbau auf der Hand. Im Rentenalter war die Hypothek auf die Immobilie meistens abbezahlt, den Rest seines Lebens konnte man mietfrei wohnen.

Das klang vernünftig, zumindest in dieser Zeit.

»Man muss in einem Ort geboren und dort aufgewachsen sein, um sich heimisch zu fühlen«, schoss es mir durch den Kopf.

Heimat nennt man den Ort, an dem man bislang sein komplettes Dasein verbrachte, vom Kindergarten über die Schulzeit bis in das Erwachsenenleben hinein. Das galt weder für Leo, meine Tochter noch für mich.

Von Berufswegen bestand unser Leben hauptsächlich aus Umzügen und Ortswechseln, es blieb nie Zeit, längerfristig heimisch zu werden.

Wenig später saßen wir nach der Begrüßung inmitten unzähliger tropischer Pflanzen beim Mittagessen im Wintergarten.

Alles plapperte - wie üblich - durcheinander.

»Jetzt ist das Wetter endlich besser!«, teilte meine Mutter, die soeben den Raum betrat, mit. In ihren Händen hielt sie eine weiße Suppenterrine, aus deren halbgeöffnetem Deckel die Suppe dampfte. Vorsichtig stellte sie den Topf mit dem appetitlich duftenden Inhalt auf dem Glastisch ab. Sie fragte:

»Und ihr seid alleine hierhergekommen, der Leo hat sicherlich viel im Haus zu tun?«

Anschließend blickte sie, mit einem nach oben gerichteten Blick, skeptisch durch das Wintergardendach hoch zu den Wolken.

»Ob das heute hält? Da sehe ich bereits die ersten dicken Regenwolken!«, äußerte sie, bevor sie die Suppe mit der Suppenkelle verteilte.

»Solange es nicht ins Essen tropft!«, sagte mein Vater lapidar und nahm seinen Löffel in die Hand.

»Die Lora will Lecker!«, erklang ein ebenso durchdringender schriller wie lauter Ruf.

Woraufhin sich der Hausherr ein Möhrenstück vom Teller schnappte, so schnell wie möglich zu der Voliere eilte, bevor der gefräßige Graupapagei zu einer erneuten Schreiattacke durchstarten konnte.

Routiniert stopfte er dem Vogel, der in der letzten Zeit aussah, wie ein gerupftes Federvieh, einen Bissen in den gierig aufgerissenen Schlund, danach setzte er sich zurück an den Mittagstisch.

»Möchtest du auch Fleisch?«, fragte meine Mutter an mich gerichtet.

Ich schüttelte den Kopf:

»Das ist Kniescheibe vom Rind, vielleicht ist da BSE drin«, mutmaßte ich und dachte an meine eigene kaputte Kniescheibe.

Worauf meine Mutter ihre grünen Augen zum Himmel richtete:

»So ein Blödsinn! Dann dürftest du auch keine Rindfleischsuppe essen!«

Verständnislos blickte sie mich an.

»Das ist kein Quatsch, im Knochen soll besonders viel BSE enthalten sein!«, antwortete ich.

Daraufhin schüttelte mein Vater den Kopf:

»Schwachsinn mit dem BSE! Man kann sich auch verrückt machen!«

»Die Mama glaubt alles!«, fügte meine Tochter hinzu, der Opa grinste.

Während meine Mutter Platz nahm, meinte sie:

»Es gibt fast nur noch Skandale! Wenn es danach geht, dürfte man überhaupt nichts mehr essen!«

»Und die Gummibärchen, die du so magst, ebenfalls nicht!«, sagte Sina.

»Die kommen vom Schwein, nicht vom Rind!«, bemerkte ich:

»Außerdem ist das Thema BSE seit der Wahl Angela Merkels vom Tisch. Nur, weil über diese Sache in den Medien nicht mehr berichtet wird, bedeutet das nicht, dass diese Krankheit nicht existiert.«

Das blieb von Sinas Seite nicht unkommentiert:

»Du immer mit deiner Politik!«, maulte sie, während sie mit angespannter Miene ihren Suppenteller nach etwaigen Fettresten des besagten Rindviehs durchsuchte.

»Mein Gott!«, schimpfte die Oma, als sie der Enkelin eine Weile zusah.

Vorwurfsvoll fügte sie hinzu:

»Da gibt es nichts zu suchen! Da ist kein Fett drin!«

Die dritte Generation am Tisch fischte derweil unbeirrt weiter im Trüben der Suppeneinlage. Mit Argusaugen, bewaffnet mit dem Suppenlöffel unterzog die Siebzehnjährige dem gesamten Tellerinhalt einer Inspektion.

»Ich ekel mich vor glibberigem Fett!«

Sie schüttelte ihr blondes Haupt, während sie einen vermeintlichen Fettklumpen auf den Tellerrand platzierte.

»Pass auf, gleich sind deine Haare in der Suppe. Du solltest dich beim Ordnungsamt für die Überprüfung diverser Restaurantbetriebe bewerben, das ist doch der Job für dich«, sagte ich.

Der Großvater bemerkte:

»Bis du mit dem Essen fertig sein wirst, ist die Suppe kalt!«

Noch bevor er diesem Satz einen weiteren folgen lassen konnte, krächte es aus der Ecke erneut:

»Lora will lecker! Lora will lecker! Lora will !«

Ungeduldig lief der Grauvogel auf der Stange hin und her.

Mit der Geschwindigkeit eines Graureihers an einem Fischteich fischte der Papageienbesitzer abermals blitzschnell ein dickes Stück der Gemüseeinlage von seinem Teller, um es dem Vogel in den geöffneten Schlund zu stopfen.

Nachdem mein Vater erneut Platz genommen hatte, blickte er die Enkelin mit besorgter Miene an:

»Wie schaut es bei dir Sina aus mit einer Lehrstelle? Wo hast du dich denn beworben?«

Die Angesprochene zuckte fast gleichgültig mit den Schultern:

»Mama hat mir bei den zehn Bewerbungen in diesem Monat geholfen.«

Jetzt mischte sich die Oma ein:

»Das sieht heute noch schlechter aus, als damals bei dir, Laura. Auch vor über dreißig Jahren war es bereits schwierig, eine Lehrstelle zu finden«, sie zeigte dabei mit ihrem Suppenlöffel auf mich.

»Wenn man den Medien und der Regierung glauben darf, ist doch alles super!«, warf mein Vater ein, während er verdrossen in seine Suppe blickte.

Das Mittagessen ging seinen üblichen Gang: Meine Mutter schimpfte, wegen der Vielzahl der im Ort lebenden Ausländer, die ihr in der Regel im Supermarkt über den Weg liefen. Mit schönster Regelmäßigkeit würden diese ihr mit dem Einkaufswagen in die Hacken fahren, sich an den Kassen vordrängeln, zig Kinder gebären, deshalb Unsummen Kindergeld beziehen sowie Sozialleistungen erhalten.

Von Anfang an schien sie mir stimmungsmäßig ohnehin aufgeladen zu sein, da bei dem letzten Friseurbesuch der Rotton ihrer Haarfarbe total misslungen war. Missmutig zupfte sie an ihrem modischen Kurzhaarschnitt herum.

Währenddessen blickte die Jüngste bei Tisch jede Minute lauernd wie eine Katze vor dem Mausloch, auf das Display des neben ihr liegenden Handys. Erstaunlicherweise schaffte sie es gleichzeitig, das nachfolgende Fleischgericht einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, dabei noch am Gespräch teilzunehmen sowie ihr Smartphone im Auge zu behalten.

»Und? Wie sieht es bei dir mit dem Job aus?«, fragte mein Vater an mich gewandt.

Ich schluckte:

»Schlecht!«, gab ich auf dieses heikle Thema angesprochen zur Antwort.

»Nach fünfzig Bewerbungen in den letzten fünf Monaten erhielt ich bislang nur Absagen. Trotz aktueller Bewerbungsfotos und auf den neusten Stand gebrachtem Lebenslauf klappt es nicht. Das ist einfach deprimierend!«

Er nickte:

»Das ist in der Tat frustrierend.«

»Ich überlege mir, mich mit einer Bürodienstleistung selbstständig zu machen!«, antwortete ich.

Er ließ dies unkommentiert sondern fragte stattdessen:

»Wie sieht es denn mit Leo aus? Gab es bislang bei ihm irgendeinen Erfolg mit seinen Bewerbungen? Ihr müsst das Haus finanzieren!«

Bevor ich auf dieses weitere heikle Thema antworten konnte, schien für meine Mutter die Sache indes klar, ihre grünen Augen funkelten wütend:

»Die müssen noch mehr Ausländer hereinholen. Sieh´ sie dir einmal an, hier in der Innenstadt, da laufen sie herum, die machen ein Baby nach dem anderen, um in Deutschland Kindergeld zu kassieren!«

Mein Vater nickte beipflichtend:

»Die Leute liegen unserem Sozialstaat auf der Tasche!«

Jetzt geriet meine Mutter erst recht in Rage:

»Natürlich wissen die genau, was, wie viel vom Staat zu holen ist, jedes Jahr gibt es ein neues Kind. Von dem Elterngeld können die hier gut leben.«

Sina hob den Kopf, grinste in die Runde und starrte erneut auf ihr Handy:

»Das ist und bleibt Omas Lieblingsthema!«

»Das hilft mir jetzt aber auch nicht weiter!«, bemerkte ich.

Diesen Einwurf überhörte man geflissentlich, stattdessen gerieten meine Eltern wegen des Themas in Fahrt. Die Ehepartner begannen sich über die, ihrer Meinung nach zu vielen Asylanten in diesem Land zu ereifern.

Für meinen Vater schien die Sache klar:

»Das sind doch Wirtschaftsflüchtlinge, die nach Deutschland kommen!«

Ich warf ein:

»Man sollte aber die Spreu vom Weizen trennen, es stimmt nicht, dass alle Ausländer deshalb hier Zuflucht suchen.

Eine Vielzahl von Kriegen führt doch erst dazu, dass Menschen hierher flüchteten.

Im Übrigen ist dieses Land immerhin der drittgrößte Waffenproduzent weltweit. Zunächst müsste man die Ursachen beseitigen, die in der Regel die Auslöser für Flucht und Vertreibung sind! Außerdem ist die weltweite Korruption, der Schlüssel zum Kerker für das Leid einer Bevölkerung!«

Diese Argumentation ließ man unbeantwortet.

Meine Mutter meinte, dass einem an diesem Ort besonders viele Ausländer aus allen Herren Ländern über den Weg liefen, die müsste sie

und nicht ich beim Einkaufen ertragen. Im Übrigen verirrte sich bei uns in der Einöde ohnehin keiner von den Genannten, denn da wollte garantiert niemand freiwillig hin.

Nachdem sich die Ehepartner in ihren Ansichten bestätigt sahen, fragte mein Vater an mich gewandt:

»Sag´ einmal? Warum warst du eigentlich nie politisch tätig? Politik interessierte dich doch immer?«

Für die Antwort benötigte ich nicht lange:

»Es gab keine Partei, die so demokratisch und sozial ist, dass sie meiner Richtung entspricht. Außerdem mag ich diese Parteimeierei nicht. Ich lege mich nicht gerne fest. Ständig würde ich mich so fühlen, als sei ich in ein zu enges Korsett gepresst und müsste stets meine Meinung unterordnen. Im Übrigen könnte ich dich das Gleiche fragen.«

»Aber ich war in früheren Jahren immer in der Gewerkschaft«, hielt er entgegen:

»Nur als aktives Mitglied erreicht man etwas. Sonst hätte es keine Lohnzuwächse gegeben. Vor der Jahrhundertwende hat man die arbeitende Bevölkerung mit Hungerlöhnen abgespeist. Ohne gewerkschaftliche Vertretung gäbe es diesen Wohlstand in diesem Land nicht. Na ja, das wurde ja mittlerweile durch die Globalisierung alles wieder abgebaut und aufgrund von Mitgliederschwund geschwächt.«

Nach anderthalb Stunden, in denen der Graupapagei seinen obligatorischen Mittagsschlaf im abgedunkelten Käfig verbrachte, folgte das Kaffeetrinken, bei dem sich meine Eltern über ihren Urlaub austauschten.

»Wir haben All-Inklusive in einer Ferienanlage in der Türkei gebucht. Leider gibt es zurzeit überall Unruhen. Zu gerne wäre ich nach Thailand oder Ägypten geflogen!«, bedauerte meine Mutter.

Sie fragte an mich gewandt:

»Möchtest du etwas von dem Erdbeeruchen oder von dem Frankfurter Kranz?«

Dazwischen warf von anderer Seite jemand eine Bemerkung ein, von der angeblich niemand der hier Anwesenden wusste, woher der Ausspruch stammte:

»Der Opa ist ein Schwein!«, drang es laut vernehmlich unter dem Käfigüberwurf hervor.

»Ach, die Lora ist ja wach!«, freute sich der Gerufene, sprang unverzüglich auf, um die Decke vom Käfig zu ziehen.

Jedes Mal, wenn ich meine Eltern besuchte und den Vogel sah, fühlte ich mich an Weihnachten anno 1967 erinnert:

Diesen Heiligen Abend verbrachte ich zum größten Teil in der Badewanne.

Dabei wollte ich diese Zeit viel lieber vor dem Fernseher verbringen, es lief meine langersehnte Lieblingsweihnachtssendung »*Wir warten auf das Christkind*«.

Zwischendurch sah meine Mutter kurz herein, um mich darüber zu informieren, dass das Christkind gleich mit Verspätung zur Bescherung heraneilen werde.

Damals kamen mir allerdings ernsthafte Zweifel, ob der genannte Ankömmling überhaupt existierte. Am Stau konnte diese Unpünktlichkeit nicht liegen, zu der Zeit fahren kaum Autos. Nachdem ich nach dreistündigem Dauerbaden total aufgequollen, wie eine Wasserleiche aussah, bettelte ich meine Mutter an, damit ich endlich die Wanne verlassen durfte, gleich danach wollte ich ins Bett.

»Das Christkind kommt nachher, fülle halt noch etwas heißes Wasser nach, jetzt stell dich nicht so an!«, sagte sie ungnädig, während sie den Heißwasserhahn bediente.

Nach diesem Bademarathon, mit hochrotem Kopf, bereits zu müde für eine Bescherung, fand ich mich schließlich völlig abgekämpft im Wohnzimmer wieder. Neben dem hellerleuchteten Weihnachtsbaum stand ein mit Bettlaken verhängter Gegenstand.

Meine Eltern sahen mich gespannt an. Es herrschte totale Stille, ich schlief vor Müdigkeit fast im Stehen ein.

»Na, zieh das Laken ab!«, forderte mich mein Vater auf.

Ich zog und blickte perplex drein.

Darunter saß ein grauer, gefiederter Geselle mit rotem Schwanz, das Federkleid zur Abwehr aufgestellt.

»Ein Papagei!«, hauchte ich, bedankte mich artig und enttäuscht zugleich, denn in Wirklichkeit sehnte ich mich nach einem Hund unter dem Baum oder zumindest etwas anderem Pelzigem. Stattdessen gab es einen Vogel.

»Aus dem Grund ist das Christkind heute so spät angekommen!«, teilte meine Mutter mit, worauf mein Vater nickte:

»Tja, das musste erst einmal hierherfliegen!«

Nach kurzer Zeit stellte sich heraus, dass mich mein Weihnachtsgeschenk nicht ausstehen konnte, bei jeder Gelegenheit biss es zu.

Trotzdem saß ich stundenlang im Bemühen vor dem Käfig, ihm das Sprechen beizubringen. Gebetsmühlenartig sagte ich ihm vergeblich seinen Namen vor.

Meine Mutter meinte:

»Aber die Lora von der Familie Krause, die kann so toll reden. Unser Vogel, der lernt das nie!«

»Der ist offenbar zu blöd dazu!«, kommentierte mein Vater.

Nach ungefähr zwei Jahren, als bereits sämtliche Familienmitglieder die Hoffnung aufgaben, dass aus diesem Federvieh jemals ein Wort herauskäme, sagte es völlig unerwartet, diese vier zusammenhängenden Buchstaben:

»Lora!«

Allen Beteiligten kam es vor, als wenn ein Kleinkind das lang ersehnte erste Mal brabbelte, dementsprechend fiel die Begeisterung aus.

Zwar handelte es sich um einen gewöhnlichen Papageiennamen, fast jeder Papagei hörte zur damaligen Zeit auf Lora, aber immerhin.

Wie selbstverständlich ging das ehemalige Weihnachtsgeschenk nach meinem Auszug in den Besitz meiner Eltern über.

Plötzlich riss man mich aus meinen Gedanken:

»Esst endlich den Kuchen!«, mahnte meine Mutter mit strengem Blick.

Sie deutete auf ihr Kuchenwerk:

»Die Torten habe ich extra für euch gebacken!«

»Das mit dem Urlaub wird aufgrund der zahlreichen Konflikte zunehmend schwierig! In Ägypten ist es besonders heikel!«, gab ich zu bedenken.

»Deshalb fliegen wir auch in die Türkei!«, rief meine Mutter.

»Aber dort gibt es Unruhen. Außerdem macht die Bevölkerung überhaupt keine Geschäfte mehr wegen der all-inclusive Urlaube. Überall nehmen die Geschäftspleiten zu. Das Personal beutet man in diesen Hotelburgen aus!«, äußerte ich.

Als ich von der gestrigen Fernsehreportage über die unterbezahlten Mitarbeiter in den Hotelanlagen berichten wollte, ertönte draußen das Hupkonzert eines Autos.

»Wie macht das Auto?«, rief der Graue fragend aus dem Käfig, ahmte zur Antwort sogleich laut und schrill das Geräusch nach.

»Töööööt!«, hallte es durch den Wintergarten.

Die zukünftige Türkeiurlauberin blickte angestrengt zu ihrem Urlaubsgefährten.

Der entgegnete:

»Blödsinn! Zum Beispiel ist in dem Gebiet in Ägypten, in das wir bisher gereist sind, bislang nichts von den Aufständen zu spüren. Kairo ist meilenweit entfernt, nur auf dem Weg vom Flughafen zum Urlaubsort könnte es etwas brenzlig werden. Auf keinen Fall darf man in Richtung Sinai, da fliegen die Israelis hin, deshalb muss man dort jederzeit mit Anschlägen rechnen. Aber diesmal geht es wieder in eine uns bekannte Anlage in Side, die hervorragend komfortabel ist. Bei der Vielseitigkeit des Buffets kann man wirklich nicht meckern.«

Meine Mutter ärgerte sich:

»Wegen der Unruhen ist es viel teurer geworden. Wir zahlen für vierzehn Tage dreißig Prozent mehr als im vergangenen Jahr, trotzdem ist bereits fast alles ausgebucht.«

»Ja sicher!«, rief der Vogel laut, die dunkle Stimmlage meines Vaters imitierend dazwischen.

Ich brachte meine Verwunderung darüber zum Ausdruck, dass die Aufstände die deutsche Bevölkerung so enorm belasteten, zudem die Inflation in Deutschland antrieben.

»Ja sicher!«, schrie es erneut.

Die weiteren Meinungen der einzelnen Familienmitglieder erinnerten eher an das Stimmengewirr eines südeuropäischen Marktes: Jeder sagte etwas und das gleichzeitig. Auch der Papagei meinte zu der Unterhaltung beitragen zu müssen, und gab zwischendurch seine Kommentare zum Besten. Typisch für meine Familie: Permanent redete man zur gleichen Zeit und niemand hörte zu.

In dem Bemühen, stimmlich mitzuhalten, fühlte ich mich schließlich, nicht zuletzt wegen der zuvor eingenommenen Mahlzeiten abgekämpft und erschöpft.

Müde drängte ich zum Aufbruch.

Zwischenzeitlich sprang mein Vater auf, um im Wohnzimmer die Bundesliga einzuschalten.

Laut hallte die Stimme des Kommentators, der gegen den Lärm im Stadion anbrüllte, in den Raum. In diesem Moment entdeckte meine Mutter, dass man im Radio dessen Hintergrundmusik das Fußballspiel leise begleitete, soeben ihr Lieblingslied abspielte.

Sie drehte den Verstärker ohne Rücksicht auf weitere Verluste bis zum Anschlag auf die volle Lautstärke. Nun dröhnte der Fünfziger-Jahre-Schlager um die Wette mit dem Bundesligasprecher des Ersten-Deutschen Fernsehens, der sich fast die Lunge aus dem Leib brüllte.

Meine Mutter sang den Refrain, den sie bereits zweiundvierzig Jahre in- und auswendig kannte, perfekt mit. Währenddessen tanzte der Papagei grölend mit dem Kopf im Rhythmus wippend auf der Stange herum.

Ich stieß meine Tochter an und stellte fest:

»Früher als Teenager wäre ich dafür aber so etwas von zur Rede gestellt worden!«

Ich erhielt keine Antwort, die Angesprochene starrte mit entrücktem Blick auf ihr Handy, auf dem soeben eine Nachricht einging.

Glücklicherweise blickte sie einem Instinkt folgend, kurz vor Erreichen des Türpfostens auf.

Bei der Verabschiedung reckte der zerrupfte Graupapagei den Hals in unsere Richtung. Anschließend drang aus dem Vogelkäfig ein Vernehmliches und erleichtert klingendes »Tschöös!«

Auf der Rückfahrt machte ich mir über die Bemerkung meines Vaters Gedanken:

Vermutlich hatte er recht, es mochte falsch sein, in einer Passivität zu leben. Stattdessen sollte man bestrebt sein, politische Veränderungen herbeizuführen. Nun fielen mir die Meldungen in den Medien über eine neue Partei ein.

Zu der Zeit ahnte ich nicht, welche Auswirkungen dieser Gedanke in Zukunft für uns haben würde.

Auf dem Rückweg fuhr ich durch die verkehrsberuhigte Sackgasse, an deren Ende wir wohnten. Ich schloss die Tür zu dem Einfamilienhaus auf, das wir als Ausbaufertighaus kauften, um es in dieser ländlichen Gegend selbst auszubauen.

Diese Sache kostete uns einiges an Nerven, Zeit und Arbeit. Leider gehörten wir zu der Käuferschicht, die daran glaubte, der Innenausbau sei ein Kinderspiel.

Wir fielen auf die Hochglanzbroschüren der Hausbaufirma herein, mit auf Fotos lächelnden Frauen und Männern im adretten sauberen weißen Arbeitsoverall.

Selbst zum jetzigen Zeitpunkt gab es überall Baustellen. Da unterhalb der Dachschräge Einbauschränke fehlten, standen viele Kartons aufgestapelt im Keller. Mittlerweile verlor ich den Überblick über den Inhalt.

Mein Angetrauter meinte, dass wir die Dinge, die wir bislang nicht vermissten, ohnehin nie mehr benötigten.

Leo, den ich mit seinem dunklen Schopf mit grübelndem Gesichtsausdruck vor dem Computer sitzend vorfand, unterbreitete ich sofort mein Vorhaben:

»Du, im Radio berichtete man soeben von dieser neuen Partei. Das könnte die Alternative zu den anderen sein. Die nennt sich DSA, sieh' dir einmal deren Internetseite an.«

Wir saßen vor dem Bildschirm und recherchierten eine Weile über das Parteiprogramm der Deutschen Sozialistischen Alternative.

Leo blickte mich voller Skepsis an:

»Ich weiß nicht! Die machen doch alle, was sie wollen. Wer sagt denn, dass es bei dieser DSA nicht die gleichen Probleme gibt, wie bei den Etablierten? Sobald ihre Führungsfiguren die Abgeordnetenposten im Parlament innehaben, läuft es wie üblich in der Politik.«

Seine Stimme klang desillusioniert und er sah mich frustriert an.

Der Stress der letzten Monate hinterließ sichtbare Spuren, er sah müde und zermürbt aus.

Unbeirrt sagte ich:

»Es ist mir egal, was du davon hältst, ich fülle jedenfalls die Mitgliedschaftserklärung aus.«

Überraschenderweise rief Leo:

»Ich melde mich auch an!«

Gemeinsam füllten wir das Online-Formular zur Mitgliedschaft in dieser neuen sozialen Bewegung aus.

»Was die alles wissen wollen!«, sagte Leo, schüttelte den Kopf, meinte, während er mit dem Einfingersystem tippte:

»Eigentlich könnte ich mehrere Ausbildungen angeben!«

»Es wird nach einem Ausbildungsberuf gefragt! Gib nur den einen an!«, antwortete ich und drückte auf *Senden*.

Nach zwei Wochen kehrte ich vom Postkasten mit dem Schreiben zurück:

»Einladungsschreiben für die Gründungssitzung im Kreis«, las ich Leo vor.

...Ende der Vorschau